



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Das süddeutsche Bürgerhaus**

eine Darstellung seiner Entwicklung in geschichtlicher, architektonischer  
und kultureller Hinsicht an der Hand von Quellenforschungen und  
maszstäblichen Aufnahmen

Text

**Göbel, H.**

**Dresden, 1908**

3. Wohnungshygiene

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65608](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65608)

noch nachlaessiger Weiss durchbohret, zerbrochen und zerstoßen, noch in andere Wege verderbet werden, dass das Wasser in die Stadt nicht fließen, fallen, kommen oder geleitet werden kann“. Bei hoher Strafe war untersagt, Seifenwasser in die Brunnen-tröge zu schütten oder Asche und Unrat hinein zu werfen.<sup>108)</sup> Wer den Brunnen derart verunreinigte, daß eine weitere Ingebrauchnahme für längere Zeit ausgeschlossen erschien, hatte zunächst denselben auf seine eigenen Kosten in den früheren Zustand zu versetzen. Weiterhin sollte er mit nassen Kleidern an den Pranger gestellt werden, und zwar so lange, bis er die ihm auferlegte Strafe bezahlt hätte.<sup>109)</sup>

Brunnen, die einen sehr starken Wasserzulauf besaßen, wurden mit Brettern abgedeckt beziehungsweise mit sogenannten Brunnenschränken versehen, um die anliegenden Straßen vor einer Überflutung zu schützen.<sup>110)</sup> Die Brunnen sollten rein gehalten und mindestens zweimal im Jahre gefegt werden.

Nicht selten unterstehen die Privatbrunnen, wenigstens in einigen Punkten, der Aufsicht der Brunnenmeister; im übrigen sind die rechtlichen Verhältnisse der privaten Brunnenanlagen bis in die kleinsten Einzelheiten geregelt.

Brunnennamen sind schon im Mittelalter allgemein gebräuchlich und lassen sich fast in allen größeren Städten des Mittelalters früh nachweisen.

### 3. Wohnungshygiene.

War im Mittelalter sowie im 16. und 17. Jahrhundert das Baden ein allgemein geübter und beliebter Brauch, so scheint derselbe von etwa 1720 ab mehr und mehr in Abnahme gekommen zu sein, wenigstens bezeugen uns dieses die damaligen recht zahlreichen Chroniken, Frauenzimmerlexikas und medizinischen Bücher. „Wenn man auch zugeben muss, dass ein wärmeres Klima (Italien) stärkere Schweißse und öftere Erschlaffungen der Fasern, das Baden nöthiger machen, als in kälteren Gegenden; so muss man doch auch wieder eingestehen, dass unsere deutschen Voreltern, ihres rauhen Landes ohngeachtet, das Wasser nicht so verabscheuten, als ihre Enkel; die da glauben genug zu thun, wenn sie ihr Leinwand bauchen und bleichen lassen, auf ihrer Haut aber eine Lage von Unsauberkeiten unterhalten, aus welcher man, wie aus den Ringen eines abgesägten Baumes, die Altersjahre berechnen könnte.“ (System einer vollständigen medizinischen Policey von J. P. Frank 1783.) Ein Waschgeschirr, wie gegenwärtig üblich, scheint man noch bis zu Ende des 18. Jahrhunderts nicht gekannt zu haben. Erwähnt sind wohl ein Gießbecken mit zugehöriger Kanne, doch dienten dieselben nur dazu, um sich Hände und Gesicht notdürftig zu netzen. Eine eingehende Reinigung erfolgte erst in der Badewanne, die in die Stube getragen wurde, oder in einem der öffentlichen Badehäuser. Badeanstalten in Gestalt der heutigentags allgemein üblichen Kastenflußbäder kommen erst gegen 1760 auf. Als sogenanntes Gesundheitsbad wird das von D. Ferro in Wien errichtete öffentliche Badehaus als glänzendes Beispiel in hygienischer Hinsicht in dem „Almanach für Aerzte und Nichtärzte“ (1770) hingestellt.

<sup>108)</sup> Tractatus Juridico-Politicus de Jure Viciniae oder vom Nachbar-Recht von J. F. Koch 1744.

<sup>109)</sup> Gengler, Deutsche Stadtrechts-Alterthümer.

<sup>110)</sup> Dissertatio Inauguralis Juridica de Jure Fontium von Chr. Döhler 1711.

Der Verfasser der Schrift, Hofrat Gruner, schildert die Einrichtung desselben folgendermaßen: „Ebenso hat D. Ferro in Wien die Erlaubnis erhalten, ein öffentliches Badehaus anzulegen, und dadurch der zunehmenden Weichlichkeit der Deutschen, der Hypochondrie und Hysterie und allen anderen Nervenkrankheiten vorzubauen. Acht Badezimmer sind bereits fertig. Sie ruhen auf einem großen und fest gezimmerten, quer über die Donau stehenden Floße, das durch große und starke Ketten am Ufer befestigt ist. Die Zimmer sind geräumig, hell und mit Glas- und Flügelfenstern, Sofas, Badesesseln, Nachttischen und anderem Badegeräthe versehen. In jedem ist am Fußboden eine Öffnung in Form eines länglichen Vierecks, durch welche man vermittelt einer bequemen Treppe in einen geräumigen, am Boden des Zimmers befestigten Kasten hinabsteigt. Dieser wird nach der Größe des Badenden, wenig tief ins Wasser gelassen, ist untenher ohne alle Öffnung, an den Seitenwänden aber wohl vergittert, daß das Wasser ungestört durchfließen kann, ohne stehen zu bleiben.“ Doch mag diese zweifellos recht zweckmäßige Neuerung nur von besser situirten Personen benutzt worden sein. Der gewöhnliche Bürger ging nach wie vor, wenn er es überhaupt tat, zu seinem Bader, wo er zugleich gute Gelegenheit hatte, sich sein Haar scheren sowie nach Bedürfnis sich schröpfen oder Adern schlagen zu lassen. Einer besonderen Beliebtheit erfreuten sich die heißen Wannen- und Dampfbäder. Im allgemeinen ging es in derartigen Badestuben recht ungeniert her; des öfteren war auf Wunsch der Besucher weibliche Bedienung vorgesehen.<sup>111)</sup> Auch die jetzt noch vielfach besuchten sogenannten „russischen“ Bäder waren sehr im Schwange. Eine genaue Plananlage einer derartigen Anstalt ist in dem Journal des Luxus und der Moden vom Jahre 1790 wiedergegeben. Einen großen Teil ihrer Beliebtheit büßen die Badehäuser schon im 17. Jahrhundert ein, einestheils infolge des allzu lockeren Treibens an diesen Orten, andernteils durch die stark auftretenden venerischen Krankheiten und die damit verbundene Furcht vor Ansteckung.

Hand in Hand mit der geringen Körperpflege geht in den meisten Fällen die oft unglaubliche Unreinlichkeit in den Bürgerwohnungen. Nicht nur, daß eine Lüftung der Stuben durch die winzigen Fenster fast nie erfolgte (letztere waren oft nur so groß, daß ein Mann eben den Kopf hindurchstecken konnte), es wurde auch durch übermäßiges Heizen die Temperatur in den Räumen derart hochgespannt, daß nicht selten Personen ohnmächtig wurden. Man erklärt und entschuldigt diesen Unfug damit, daß man sich keine größeren Fenster leisten könne, das Glas sei zu teuer und zu leicht zerbrechlich, Stoff- und Papierfenster seien nicht mehr in der Mode. Das starke Heizen sei zur Gesundheit des Körpers unumgänglich nötig, denn „ein Mann, der des Sommers sein Brot in dem stärksten Schweiß verdienen muss, könne des Winters nicht mit dem Maas der Wärme zukommen, womit müßige Leute, Gelehrte und ein Theil anderer Bürger sich billig befriedigen.“<sup>112)</sup> Nicht minder schädlich wirken die Räume, indem sie in vielen Fällen nicht oder ungenügend unterkellert sind. Noch 1564 muß den Bewohnern der Pfalz bei Strafe eingeschärft werden, nicht die Grundswellen auf die bloße Erde zu legen, sondern wenigstens „ein klein mauwer“, etwa ein oder zwei Werkschuhe hoch, vorzusehen. † Entschloß man sich dazu, eine Kelleranlage zu errichten, so tat man dies in den meisten Fällen aus dem einen Grunde, um daraus Kapital zu schlagen, sei es nun,

<sup>111)</sup> Frauenzimmer-Lexikon 1739.

<sup>112)</sup> Patriotische Phantasien von Justus Möser 1780.

um ein Weinlager daselbst einzurichten, eine Schankstube oder einen Kramladen unterzubringen.

Nicht selten kam es vor, daß infolge starker Regengüsse oder eingetretenen Tauwetters das Straßenwasser mit dem üblichen dazu gehörigen Schmutze, Kot und den Kadavern von Hunden und Katzen in die Kellerräume drang, so dieselben ver-



Abb. 299. Alter Brunnen (1566), Bensheim.

pestete und mit einer kaum zu entfernenden Schlammschicht bedeckte. Kluge Hausväter zogen es deshalb vor, die Kellerfenster möglichst Tag und Nacht zu schließen, machten es aber dadurch vielfach unmöglich, Luft und Licht auch nur den geringsten Zutritt zu dem Raume zu gewähren. Eben so häufig läßt sich noch jetzt der Fall beobachten, daß namentlich in engen Gassen die Keller derart um- und verbaut sind,

Göbel, Süddeutsches Bürgerhaus.

daß ein Durchzug als völlig ausgeschlossen erscheint. Den Zustand einer solchen Anlage schildert uns „das System der medizinischen Policey“ sehr anschaulich. „Der Luft wird in solche, auf allen Seiten verbaute Keller, selten ein freier Durchzug gestattet: die feuchten Duenste sammeln sich und gehen mit den von verfaulten Insekten, Holz, Lebensmittel'n x aufsteigenden Ausdünstungen, in Faeulung ueber. Ohne noch von den, zur Zeit der Wein- oder Biergaehrung, aus diesen Getraerken aufsteigenden, erstickenden, und so manchen Menschen toedtllich gewordenen Duensten dahier viel zu reden; sehen wir, dass in vielen Kellern die Lichter ausgehen, und oft starke Menschen in Ohnmacht dahinsinken: weil da die mephitische Luft zum Athemholen ganz untauglich geworden ist, und die faulen, fluechtigen Duenste auf den Kopf und die Nerven der Menschen eine augenblicklich gefaehrliche Wirkung aeussern. Es sollte sich auch weiterhin von selbst verstehen, dass man, in grossen Staedten, nicht zugeben koenne, dass, in kleinen Kellern, eine Menge in Faeulniss uebergehender Pflanzen aufbewahret, oder ueberhaupt in demselben viele Unreinigkeiten geduldet werden: sondern die Policey kann fordern, dass die Reinlichkeit auch in diesen unterirdischen Behaeltern wie in den oeffentlichen Strassen, wohin jene sich oeffnen, stets unterhalten werden.“ Noch schlimmer werden manchmal die Zustände in den Kellern, wenn Abortröhren in dieselben münden. Der Abgangsschacht besteht, wie schon ausführlich dargelegt ist, aus einer einigermaßen gedichteten rechteckigen Bretterröhre, die auf dem Kellerfußboden einen Abschluß in Gestalt eines gemauerten Kastens erhält. Die Entleerung desselben erfolgt alle ein oder zwei Jahre. Daß mit der Zeit die Bretter faulen und der Unrat teilweise ausfließt, dürfte als selbstverständlich betrachtet werden.

Sah es unter der Erde im Hause nicht sonderlich verlockend aus, so war es oberhalb derselben nicht viel besser. Ohne von den schlimmen Zeiten des 16. und 17. Jahrhunderts zu reden, die mit der Hygiene auf ärgstem Kriegsfuße lebten, sei nur auf die bis ins 19. Jahrhundert hineinreichende Unsitte hingewiesen, in den Wohn-, Schlaf- und Arbeitsräumen allerhand Getier zu pflegen und groß zu ziehen. Als man in einigen Städten streng vorging, die schmutzigen Gassen von der daselbst eifrig betriebenen Schweine- und Kaninchenzucht zu säubern, war der Erfolg in den meisten Fällen ein recht kläglicher. Man hatte den Teufel mit Beelzebub ausgetrieben; der Bürger dachte gar nicht daran, seine ihm lieb gewordenen Haustiere aufzugeben; er nahm sie in den meisten Fällen zu sich in die Wohnung und wies ihnen unter der Treppe eine gemütliche Ecke an. Es muß dieser Brauch namentlich bei den kleineren Wirten und Garköchen geübt worden sein, denn noch 1733 muß diesen an verschiedenen Orten verboten werden, „Schweine, Kaninchen, Hasen, Tauben, Hühner, Welschhühner und dergleichen Thiere, von deren Gestank die Luft verdorben und unter den Bewohnern der Stadt böartige Krankheiten, besonders in Sommerszeiten, erzeugt werden können, in ihren Behausungen zu ernähren.“<sup>113)</sup>

Nicht minder schädlich für den menschlichen Organismus war die in den meisten Kleinbürgerhäusern ewig herrschende Rauchplage, die zu Brust- und Augenkrankheiten Veranlassung gab. Im Verein mit den schlecht konstruierten Kachelöfen trugen die namentlich bei der Frauenwelt beliebten Gluttöpfe, die sogar in der Kirche als eine

<sup>113)</sup> Frank, Medizinische Policey.

Art Fußwärmer benutzt wurden, dazu bei, um manchem das Aufwachen am Morgen vergessen zu lassen. Doch wußte man sich in diesem Falle gut zu helfen; der oder die Betreffende war alsdann an einem Stick- oder Schlagfluß verschieden; daß die glühenden, leichtsinnig verwahrten Kohlen die Schuld trugen, konnte oder wollte man nicht einsehen. Eine Verbesserung brachten die um 1660 allgemein werdenden Windöfen mit sich, die saugend auf die Zimmerluft wirkten und so eine Art Luftzirkulation erzielten.

Es darf nicht unterlassen werden, auf den mehr oder weniger verderblichen Einfluß einzelner Gewerbe auf die gesundheitlichen Zustände in den Wohnungen hinzuweisen. In erster Linie sind wieder die Metzger anzuführen, deren ehrsamer Beruf wohl am meisten, und wohl auch häufig mit Recht, von den Zeitgenossen mit größter Heftigkeit und Erbitterung angegriffen wurde. So sieht sich die Stadt Frankfurt a. M. 1750 veranlaßt,<sup>114)</sup> nachdem sie schon öffentliche Schlachthäuser und Fleischhallen (Tschirne) errichtet hatte, den wenigen Metzgern, die noch das Privileg haben, in ihrem Hause schlachten zu dürfen, dasselbe aus gewissen Gründen zu nehmen und sie an die amtlichen Stellen zu verweisen. Als Unfug wird gerügt, daß die Fleischer vielfach schlechtes und verdorbenes Fleisch auf die Straße beziehungsweise in den im Laden befindlichen Kübel werfen, oder es Hunden zum Fraße darreichen. „Die vielen Haeute der geschlachteten Thiere, besonders jener, welche durch Wasenmeister, von krepierem Viehe, erhalten worden sind, muessen zuvor an einem von der Mitte der Stadt entfernten erhabenen Orte wohl getrocknet werden, ehe gestattet werde, dieselbe in der Wohnung des Schlaechters auf den Speicherboden aufzuhaengen, wo sie, ohne jene Vorsicht, den abscheulichsten und nachtheiligsten Gestank ausbreiten.“<sup>115)</sup>

Ähnliche, ebenso wenig angenehme und die Gesundheit fördernde Eigenschaften hat das Gerberhandwerk an sich, da nach dem Berichte eines Chronisten<sup>116)</sup> die Gerber und Korduanmacher die Angewohnheit haben, ihre Felle vor der endgültigen Zubereitung in Tran weichen zu lassen, der dann später wieder aus den Häuten ausgepreßt und aufgekocht wird, wodurch nicht nur in dem betreffenden Hause, sondern in der ganzen Straße ein unerträglicher Geruch verursacht wird. Die städtischen Polizeiordnungen gehen nicht nur gegen obige Handwerke vor, sie wenden ihre Aufmerksamkeit auch den Schmieden, Badern, Seifensiedern, Krämern und anderen zu. So ist z. B. streng untersagt, daß die Wundärzte, Bader und Hufschmiede nach alter Sitte das von Menschen und Tieren stammende Blut tagsüber in offenen Töpfen in ihren Werkstätten oder Läden behalten oder gar auf die Gasse gießen. In Zukunft sollen derartige leicht faulende Stoffe in geschlossenen Behältern gesammelt und nachts beseitigt werden. Mit Recht wendet sich die öffentliche Meinung gegen die Anmaßungen der Färberzunft, deren Angehörige „sich herausnahmen, die aus der Farbe kommenden Tuecher, auf langen, bis in die Haelfte der Strasse, oder wohl gar ueber die ganze Gasse reichenden Stangen auszuhaengen und dasselbst zu trocknen“. In einzelnen Fällen wird erreicht, daß die Färber gezwungen werden, ihre Stangen nicht weiter wie über die Straßen-

<sup>114)</sup> J. Ad. Behrens. Der Einwohner in Frankfurt am Mayn, in Absicht auf seine Fruchtbarkeit, Mortalität und Gesundheit.

<sup>115)</sup> Frank, Medizinische Policey.

<sup>116)</sup> Ant. Plaz. Abhandlung von einigen Hindernissen der allgemeinen Gesundheit 1760.

hälfte gehen und das herabhängende Ende ihrer Tücher etwa drei Klafter weit vom Boden abstehen zu lassen.

„Die Verfertigung und Ausstellung uebelriechender Kaese, die Ausduenstungen von Heringstonnen, gewaesserte Fische und verschiedener andern riechenden Waaren, verderben die Luft der Haeuser und oft einer ganzen Strasse und sollten die Policy bewegen, die Kraemer und Haendler dieser Nahrungsmittel dahin zu verweisen: dass sie wenigstens dergleichen Waaren nicht vor ihren Haeusern ausstellen und so die ganze Gasse parfuemieren sollten. Eine geschriebene Tafel oder wenn man will eine gemahlte, kann jedem Voruebergehenden begreiflich machen, was in dem Hause zu Verkaufe steht, ohne dass man deswegen die halbe Stadt, durch den eckelhaften Gestank der aufgethürmten faulen Kaese etc. zum Erbrechen noethige und die Atmosphaere vergifte.“<sup>117)</sup>

Mochten schon die vorher erwähnten Umstände, wie schlechte Heizung, unangenehme Folgen der Erwerbstätigkeit und anderes den Aufenthalt in der Wohnstube nicht gerade zu einem gemüthlichen gestalten, so wurde das Unbehagen noch vermehrt durch die oft fehlerhafte und unzureichende Beleuchtung der Räume. Ohne auf die schon früh geübte Benutzung der Kienspäne und Unschlittkerzen näher einzugehen, sei auf die uralte Form der Brenntöpfe hingewiesen, die noch bis etwa 1800 häufig vorkommt. Man goß in den irdenen Napf in den meisten Fällen Unschlitt und steckte einen Docht aus Binsen, Werg oder Wollfäden in die Masse. Besonders umsichtige Hausväter gaben dem Brennmaterial einen Zusatz von Grünspan, der sowohl zur Verschönerung wie zum Zwecke des sparsamen und gleichmäßigen Brennens dienen sollte. Der ganze Apparat hatte gewöhnlich, trotz aller noch so gewissenhafter Vorkehrungen, die Wirkung, daß er recht herzlich schlecht und trübe brannte und dabei einen unangenehmen Geruch um sich verbreitete. Wie mag wohl Kranken in derartigen Behausungen zumute gewesen sein! Es sei ausdrücklich hervorgehoben, daß vor allem die Verhältnisse in den Häusern der Kleinbürger und Handwerker in Rücksicht gezogen werden; die reicheren Klassen der Bevölkerung sowie der begüterte Adel vermochten sich allerdings über manche dieser Unannehmlichkeiten hinwegzusetzen.

Einen Hauptfaktor der ungesunden Lebensbedingungen der Wohnungen des 16. bis 19. Jahrhunderts bildet die oft recht mangelhafte Bauart der Aborte. Wohl kaum ein Architektur- und Sittenschriftsteller aus der Periode von 1500—1810 läßt es sich nehmen, auf diesen wunden Punkt hinzuweisen und zu versuchen, bessernd auf die schlechten Gewohnheiten seiner Mitmenschen hinzuwirken, oft, dem frommen Sinne der Zeit folgend, unter Anführung von Bibelstellen. Besonders beliebt waren hierbei die Auslegungen der fünf Bücher Mose.<sup>118)</sup>

Über die Zustände auch in größeren Städten Deutschlands gegen 1780 gibt uns Frank, der wohl namentlich die Verhältnisse von Bruchsal und Heidelberg im Auge

<sup>117)</sup> Frank, Med. Policy.

<sup>118)</sup> „Wenn du dich zu erleichtern noethig findest, so sollst du an einen gewissen Ort ausser dem Lager gehen; Mit einer kleinen Haue, die du am Guertel tragen sollst, ein Loch machen, wenn du dich niedersetzen willst, und das was du von dir gegeben hast, zu verscharren, wenn du erleichtert bist. Rein soll dein Lager seyn (denn der Herr dein Gott ist mitten im Lager, dich zu erretten und dir deine Feinde zu uebergeben) nichts unreines soll darin zu sehen seyn, damit er sich nicht von dir wende.“

hat, ein anschauliches Bild. „In sehr vielen Haeusern fehlt es an Abtritten gaenzlich, und man bedient sich gewisser Behaeltnisse fuer jede Familie, so lange es moeglich ist, um sich der Beschwerlichkeiten einer oeffteren Reinigung zu ueberheben. Der Sammelplatz aller Ausleerungen ist entweder eine in dem engen Hofe eingeschlossene Miststaette, oder wohl gar die oeffentliche Strasse, oder endlich ein naher Stadtgraben. Im ersten Falle wird die Luft eines ganzen Hauses, besonders bei nasser und warmer Witterung, mit abscheulichen Ausduenstungen angefuellt, wovon die ganze Nachbarschaft leiden muss; und in den Stuben, worin die unreinen Behaeltnissen lang stehen mussten (s. Erdgeschoßgrundriß auf Tafel 8), wird eine so verdorbene Luft geschnaufet, dass sie mit der in ihren Wirkungen so nachtheiligen Luft von Graebnern verglichen werden kann. Im zweiten Falle werden die Strassen selbst zu einer abscheulichen Kloake. Viele Haushaltungen in Staedten sind zwar mit Abtritten versehen, allein diese fuehren, ohne alle Ausmauerung in bloß hoelzernen, oder von Brettern zusammengenagelten Kanaelen, allen Unrath, oft selbst an der Aussenseite des Hauses, auf die unten anstossende Miststaette. So wird eine ganze Seite eines Gebaeudes verunreiniget, und der hoelzerne Kasten duftet einen auf ferne unertraeglichen Gestank aus. Andere Haeuser haben ihre gehoerige Abtritte, mit den dazu erforderlichen Kesseln versehen; allein ihre Anlage ist entweder mit in dem Gebaeude, oder nahe an den Wohnzimmern und Schlafgemachen: wobei dann von den Einwohnern bei Tag und Nacht eine mephitische Luft geathmet werden muss. Selbst bei einer guten Anlage der Abtritte, wird meistens deren nach mehreren Jahren zuweilen erforderliche Ausleerung so lange verschoben; oder die Eigenthuemmer derselben sind bei ihren natuerlichen Entledigungen selbst so unreinlich, dass es beinahe ebensoviel ist, als wenn gar keine Gelegenheit zu denselben im Hause waere. Ich habe mich oft in den angesehensten Haushaltungen ueber diesen Gegenstand wundern muessen: wenn ich, in den Wohnzimmern, alles glaenzend und reinlich, und in den geringsten Winkeln die beste Ordnung, — hingegen auf den Abtritten eine unbegreifliche Unsauberkeit angetroffen habe.“ Frank empfiehlt als Abhilfe dieses Uebelstandes die Errichtung oeffentlicher Beduerrnisanstalten, er rät den Hausbewohnern ferner an, in die Gruben ungelöschten Kalk zu schütten, namentlich kurz vor Entleerung derselben. Wie schwierig sich letztere manchmal gestaltete, zeigen die vielen Unglücksfälle, die dabei vorkamen. Nicht selten wurden Menschen ohnmächtig, stürzten in die Kloake und fanden einen elenden Tod. Wie Hohn klingt es, wenn man liest, daß am 18. März 1782 die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften und Ärzte zu Paris eine öffentliche sanitäre Entleerung einer Grube vornehmen ließ, wobei mehrere Arbeiter ohnmächtig wurden und einer verstarb. Dabei waren vorher noch alle möglichen Sicherheitsmaßregeln getroffen, wie Eingießen von Weinessig in die Kloake und anderes.<sup>119)</sup>

Waren auch viele Hausbewohner bestrebt, ihr Heim so reinlich und hygienisch wie möglich zu gestalten, so waren sie doch in den meisten Fällen ohnmächtig gegen die von den Straßen und Plätzen herkommenden schädlichen Einwirkungen. Von den im Weichbilde der Stadt gelegenen Kirchhöfen gar nicht zu reden, sei nur auf die bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts geübte Unsitte hingewiesen, die Hochgerichte in oder

<sup>119)</sup> Detail de ce qui s'est passé dans les expériences, faites par M. Sanin, le 18 et 23 Mars au présence des Commissaires Paris 1782.

dicht bei den Städten aufzustellen. In dankenswerter Weise geht man zuerst in Sachsen gegen diesen Brauch vor, der den praktischen Zweck haben soll, die Menschen vor schlimmen Taten abzuschrecken und zu warnen. Am 8. März 1740 wurde von der Regierung in Dresden ein Edikt ausgegeben, welches verbot, „die oeffentlichen Missethaeter, zur Strafe der Lebenden, in freier Luft verfaulen zu lassen“. Weiter heißt es: „Ihr wollet — wegen Abnehmung der Cadaverum, einige Tage, auf die Execution, und



Abb. 300. Alter Brunnen, Heidelberg.

nach erforderlicher Beschaffenheit der Jahreszeit zur Verhuetung des nach der Stadt ziehenden ueblen Geruches, — ohngesaeumte Veranstaltung treffen.“ Ähnlich äußert sich ein Kurfürstlich bayrisches Edikt vom Jahre 1774.<sup>120)</sup> Zur endgültigen Beseitigung der abscheulichen Sitte trug vielfach das rasche Aufblühen der Anatomie und damit das Verlangen der Ärzte nach Lehrmaterial, d. h. nach ge-

<sup>120)</sup> Frankfurter Reichszeitung 1774.

sunden Körpern von Hingerichteten bei. Schon gegen 1780 läßt man in Heidelberg die Leichen nicht mehr hängen, sondern überweist sie den sogenannten „Zergliederungsbühnen“.

Von verderblichem Einflusse auf die hygienischen Verhältnisse in den Bürgerhäusern waren ferner die auf den Gassen befindlichen unzähligen Krambuden, die Licht- und Luftzufuhr in vielen Fällen stark hemmten, manchmal vollkommen abschnitten. Verschlimmernd wirkten auch die vielen Erker, Vordächer und Lauben, die bisweilen derart in den Gassen vorkragten, daß es — wie ehemals in Straßburg — Orte gab, durch die weder Sonne noch Mond gelangen konnte. Was Wunder, wenn man in manchen Städten zu dem Radikalmittel griff, alle derartigen Hindernisse zu beseitigen, ohne Rücksicht auf architektonische Schönheiten. So sehr es zu beklagen ist, daß uns hierbei eine große Anzahl herrlicher Bauteile für immer verloren ging, so müssen wir doch mit den damaligen Zeitverhältnissen rechnen und können die oft weise Fürsorge der Stadtväter nicht ohne weitere und eingehende Prüfung der derzeitigen Verhältnisse verdammen.<sup>121)</sup>

Vielfach suchte man die hygienischen Verhältnisse eines Ortes durch Anlegen von Wiesen und Gärten zu verbessern und schrieb den Hauseigentümern vor, wenn irgend möglich für einen kleinen Garten zu sorgen. Es erfüllte dies in den meisten Gegenden seinen Zweck, vorausgesetzt, daß man nicht, wie in der Bergstraße und Heidelberg ehemals allgemein üblich, schwachen Bäumen damit aufzuhelfen suchte, indem man als Düngmittel tote Hunde und Katzen an die Wurzeln legte oder letztere mit Ochsenblut begoß.

Waren schon in den Handwerkerquartieren die hygienischen Verhältnisse recht mangelhaft, so war es noch weit schlimmer bestellt in dem Getto, dem Judenviertel, in dem zumeist ein unglaublicher Schmutz herrschte. Es sei eine Schilderung angeführt, die den „Bemerkungen eines Reisenden durch Deutschland, Frankreich, England und Holland 1780“ entnommen ist und die bekannte Judengasse zu Frankfurt a. M. zum Gegenstande hat. „Die eine der zwo Judengassen in Frankfurt, ist nicht ueber sechs Schritte breit, ohngefahr achthundert Schritte lang, die Gebaeude zwei, auch drei Stockwerke hoch, und einander so nahe, dass fast die Giebel zusammenstoßen; von aussen sehen sie ordentlich geraeuchert aus, die Thueren sind so klein, dass kaum zwo Personen nebeneinander darinnen stehen koennen. Ausserdem ist sie sehr unsauber und eine dichte Wolke uebelriechender Daempfe, steigt aus ihr unaufhoerlich in die Hoehe. Wer sollte wohl glauben, dass darin wie man in Frankfurt durchgaengig behauptet ueber 8000, man sagt 10 000 Juden und darunter sehr reiche Leute wohnen. Es wimmelt den ganzen Tag von Menschen in derselben. Mich soll es nicht wundern, wenn eine ansteckende

<sup>121)</sup> „Sie (die Vordächer) hindern ueberdies den freien Durchzug der Luft, durch die von ihnen verengerte Strasse, verdunkeln diese, fangen verschiedene, auf ihnen faulende Unreinigkeiten auf, oder duensten selbst von vermoderten Brettern einen sticksenden Dampf aus, verletzen auch wohl oefters die Voruebergehenden durch Einstuerzen; oder treufen auf solche eine befleckende Lauge. Es gibt Staedte, wo die Vordaecher der entgegengesetzten Haeuser sich einander beinahe beruehren und so die Region der unter ihnen herlaufenden Strasse, zu einer Art von Keller machen: waehrend dem ein ungeheueres Hausdach den oberen Theil des Gebaeudes so bedecket, dass auf allen Seiten noch ein wichtiger Theil davon hervorraget und den oberen Theil des Luftkreises einschliesst.“ (Frank.)

Krankheit nach der andern in diesen eckelhaften Strassen wuethete. Ein berühmter Arzt in Frankfurt, dem ich meine Zweifel sagte, erwiederte, dass die ungeheuere Menge Knoblauch, die die Juden verschluckten, ihre Ausdunstung freihielte, und sie vor Seuchen sicherte, und unter ihnen waren bei den letzten Seuchen die wenigsten krank gewesen, gewiss weil ein Gift das andere tödtet. Aber ist es wohl rathsam beständig Arzney zu nehmen, damit man nicht stirbt. Denn die Juden beweisen, dass sie krank sind, weil die mehrsten Leute, auch die, so jetzo in der Blüthe ihrer Jahre stehen, wie herumwandelnde Todte aussehen. Es waere nicht noethig sie zu zwingen, dass sie sich durch ihre kurze schwarze Maentel und Kraegen von andern unterscheiden sollten; ihr todtenblasses Angesicht zeichnet sie auf eine betruete Art von allen andern Einwohnern aus. Mir ist unbegreiflich, wie eine so weise Polickey, als der Rath zu Frankfurt unterhalten laesst, nicht mehr fuer diese gefaehrlichen Strassen wacht, da es aussen auch allen uebrigen Einwohnern der Stadt das groesste Unglueck zuziehen kann.“

Ehe wir das Gebiet der Bauhygiene verlassen, sei noch kurz das System des „Trockenwohnens“ erwähnt, das auch in unseren Tagen noch oft geübt wird, zum Schaden der bedauernswerten Familien, die durch Sparsamkeit oder meistens Wohnungsmangel gezwungen werden, mit ungenügend ausgetrockneten und oft schlecht gebauten Häusern fürlieb nehmen zu müssen. In früheren Zeiten mag infolge der gekalkten Wände und der häufigen Verwendung minderwertiger Baumaterialien die Gefahr für die Gesundheit der Trockenwohner noch größer gewesen sein.<sup>122)</sup>

Es werden im 18. Jahrhundert wohl öfters Vorschläge gemacht, die Baupolizei möchte darauf achten, daß man erbaute Häuser nach Fertigstellung wenigstens noch zwei bis drei Monate leer stehen lasse, doch scheint diese, meist von Hygienikern vertretene Ansicht kaum durchgedrungen zu sein. Schädlich waren wohl auch zweifelsohne die beliebten Blei- und Grünspanfarben sowie die viel verwandten Wachstapeten.

Fassen wir das Ergebnis obiger Ausführungen zusammen, so kommen wir zu dem Schlusse, daß namentlich in kleineren und mittleren Bürgerhäusern die Bauhygiene eine im allgemeinen wenig bekannte und beachtete Wissenschaft gewesen sein muß, und zweifellos die Lebens- und Wohnverhältnisse des gewöhnlichen Mannes in der Zeit von 1500 bis 1810 durchschnittlich recht schlechte waren. Die Ursachen lagen einerseits in der Sorglosigkeit und der geringen Sauberkeit der Hausbewohner, andernteils in den durch jahrhundertelange Übung geheiligten Sitten und Unsitten der damaligen Epoche. Man muß in den meisten Fällen anerkennen, daß die Behörden sich redlich bemühten, bessere Verhältnisse herbeizuführen, doch scheiterte das Streben vielfach an dem Widerstande der Bürger, die sich bei dem Leben wohl fühlten, das ihre Väter und Großväter genau so geführt hatten und dabei alte Leute geworden waren.

<sup>122)</sup> „Die Schraenke werden mit einem stinkenden Schimmel ueberzogen und alles Holzwerk faengt an in Faehlung zu gehen; die Kleider und Waesche sind beständig nass; sticken, bekommen Flecken, die kein Wasser mehr abwaschen kann, und das Salz zerfließet in kurzer Zeit. Es ist nicht leicht moeglich, dass unsere Maschine einer so heftigen Ursache der Aufloesung lang widerstehe und die blase Farbe und das aufgedunsene Wesen derjenigen, die sich solchen Gebaeuden anvertrauen, zeugen hinlaenglich von der Gefahr eines so nassen Aufenthaltes. Aber die Wirkung des Kalkgeruches auf unsere Nerven, ist in dergleichen frisch ausgefuehrten und durchweiselten Wohnungen noch viel heftiger, und man hat dadurch Erstickungen, Schlagfluesse, Laehmungen und mehrere dergleichen Zufaele entstehen sehen.

(Med. Polickey.)